

Ein Gewinn für Landesmuseum und Stadt

Warum das Erweiterungsprojekt von Christ & Gantenbein ein gelungener Wurf ist. Von Werner Oechslin

Für den renommierten Architekturprofessor Werner Oechslin schafft der Bau zur Erweiterung des Landesmuseums fast Unmögliches: Er erfüllt die vielfältigen Anforderungen von Museum und Städtebau und wertet gleichzeitig die gesamte Anlage auf.

Den Architekten Emanuel Christ und Christoph Gantenbein ist mit ihrem Projekt für die Erweiterung des Landesmuseums in einer höchst anspruchsvollen Situation ein Projekt gelungen, das in hervorragender Weise die musealen wie die städtebaulichen Bedürf-

Stadtzürcher Abstimmungen vom 13. Juni
Beitrag an die Erweiterung des Landesmuseums

nisse befriedigt und zum Ausgleich bringt. Das bedarf der Begründung. Denn in Anbetracht einer Vielzahl von Meinungen und wegen der zusätzlichen Erwartungen im Hinblick auf künftige Entwicklungen der Stadt Zürich kommt dies einer Quadratur des Zirfels gleich.

Museum «hinter dem Bahnhof»

Die Schwierigkeiten beginnen bei der besonderen Lage des Landesmuseums «hinter dem Bahnhof». Das beinahe bis zur Limmat vorgezogene Gebäude des Hauptbahnhofs hat hier an zentraler Lage, durch die Verkehrsführung und das architektonische Flickwerk rund um den Bahnhof herum zementiert, den Stadtkörper getrennt – gegen andere Vorstellungen und Projekte und auch entgegen später erwogenen Korrekturen. Trotz seiner privilegierten Lage fristet das Landesmuseum deshalb ein Mauerblümchendasein. Zudem wird es mit der häufig verwendeten Beschreibung als «Märchenschloss» ständig verniedlicht.

Beim Landesmuseum handelt es sich aber immerhin um die bedeutendste einschlägige Institution der Schweiz, in welcher der damals noch junge moderne Bundesstaat sein kollektives historisches Gedächtnis dokumentieren und zur Darstellung bringen wollte. In Anbetracht der ohnehin schwachen, mit vielen Nachteilen verbundenen kulturellen Kompetenz des Bundes sollte gerade dieser Aspekt nicht vernachlässigt

werden. Es geht um den Hauptsitz des Schweizerischen Nationalmuseums, so sehr diese offizielle Bezeichnung dem Schweizer eher schwer über die Lippen kommt und man lieber beim «Landesmuseum» bleiben möchte – und vielfach wohl auch bei der alten Vorstellung von Hellebarden und Zinnsoldaten, Schulausflug und patriotischem Geschichtsunterricht.

Dies ist alles zu beachten, will man mit breit abgestützten Argumenten an die Sache herangehen und sich nicht in Einzelheiten und Partikularinteressen verlieren. Dabei gilt ja die Erweiterung und Anpassung des Museums an veränderte und neue Bedürfnisse als völlig unbestritten. Dies allein müsste die Güterabwägung doch eindeutig zugunsten des Anbaus ausfallen lassen.

«Quartier im Abseits»

Das Landesmuseum nimmt also trotz allen Widrigkeiten einen prominenten Platz an der herausragenden Lage am Zusammenfluss von Limmat und Sihl ein. Der anschliessende Park am «Platzspitz» unterstreicht die besondere Situation und bleibt gleichwohl in mancher Hinsicht unbemerkt. Der Gullsche «Ehrenhof» taugt kaum als überzeugende Rückseite, ist seinerseits Hinterhof des «hinter dem Bahnhof» abgekoppelt platzierten Landesmuseums. Gegenüber, am nördlichen Limmatufer, ist andererseits die Stadt in kompakter städtischer Form weiter gewachsen und bildet ein «Ufer», dem wiederum auf der gegenüberliegenden Seite am Sihlufer eher ein Un-Ort mit Carparkplatz und Strassenstrich entspricht. Das ganze Quartier, das sich dort entwickelt hat, bleibt – trotz prominenten öffentlichen Bauten (besonders dem Kunstgewerbemuseum-Komplex) – ebenfalls im Abseits.

Gesamthafte Aufwertung

Der Entscheid zur Erweiterung des Landesmuseums muss auch vor diesem Hintergrund der Anbindung und Erweiterung der inneren – längst zu kleinen – City an die anschliessenden Quartiere bedacht werden. Im weiteren Umfeld gehören dazu das sich nun im Bau befindliche Areal Europa-Allee bei der Sihlpost und das hoffentlich für öffentliche Aufgaben oder noch besser als öffentlicher Raum zur Verfügung stehende Kasernenareal. Direkt gegen-

über dem Landesmuseum drängt sich jetzt der Standort des Carparkplatzes für ein Kongresshaus auf. So gesehen, geht es mit dem Erweiterungsbau des Landesmuseums insgesamt um eine Aufwertung der gesamten Anlage, Park und Platzspitz und Flussufer inklusive.

Architektonisch muss der Anbau so ziemlich alle Aufgaben übernehmen, die man einem Gebäude übertragen kann: Verbesserung und Erweiterung der musealen Funktionen samt Forschungseinrichtungen. Dazu kommt die angemessene Klärung der Front auf der Parkseite, die auch die Weiterentwicklung der Stadt an den Flussufern bedenken muss. Es soll ein Gleichgewicht von sich eingliedernder Körperentfaltung und singulärer Erscheinungsform gefunden werden.

Die Qualität des Projekts von Christ und Gantenbein liegt nun genau darin, dass es den jungen Architekten gelungen ist, all diese teilweise auch widersprüchlichen Erfordernisse unter einen Hut zu bringen, ohne dass dabei ein verklüftertes oder überangepasstes Ganzes zustande gekommen ist. Nein, im Gegenteil, das projektierte Gebäude kommt frisch und neu, wie ein «Wurf» daher, obwohl es all die vielen Erfordernisse auf beste Weise erfüllt. Quadratur des Kreises!

Gestalteter Kontrast zum Park

Das Projekt erfüllt die längst anerkannten Bedürfnisse des Landesmuseums; es schafft – endlich – die Möglichkeit eines zusammenhängenden Besucherwegs, stützt die institutionellen Infrastrukturen (Bibliotheksbereich) genauso wie diejenigen einer verbesserten Öffentlichkeitsarbeit. Der geplante Neubau gibt sich in jeder Hinsicht angemessen. Er überlässt dem bestehenden Gull-Bau seine beherrschende Silhouette und bietet andererseits der Parkanlage am Platzspitz ein Gegenüber, dem durch am Boden breit ausladende Durchbrüche beides einverleibt ist, die Durchgängigkeit und die Allusion an jene grossen natürlichen Felsenbrücken, die im naturbegeisterten 18. Jahrhundert zu gefallen wussten. Die asymmetrische Anlage und Anwinkelung der Baukörper tut ein Übriges, um diesen Kontrast von Bauwerk und Park zu gestalten, statt ihn bloss – wie das bei Gulls Ehrenhof der Fall war – geschehen zu lassen.

Die Architekten haben insgesamt weder den maximalen Exploit, das Auffallen um jeden Preis und übertrieben starke, bildhaft äussere Symbolwirkung gesucht; noch haben sie, was gerade mit Bezug auf schweizerische Verhältnisse jüngst genauso kritisiert wurde, ihr Museum im Sinne eines «musée invisible» zum Verschwinden gebracht. Nein, sie zeigen ein Gebäude, das den öffentlichen Charakter genauso widerspiegelt wie die Nachbarschaft zu einem – ebenfalls öffentlichen – Park. Das Zusammenspiel ist zudem durch das geschickte Hineindreihen des limmatseitigen Flügels zugunsten der Ausrichtung der Parkanlage aufgewertet.

Nichts Schreierisches

Der Anbau des Museums gibt sich auf diese Weise ebenso körperlich gewichtig wie formal verspielt. Er erfüllt die Ansprüche an ein öffentliches Gebäude und tut dies nach Massgabe des alten Prinzips der Angemessenheit. Zufall ist das nicht, sondern Resultat differenzierter Analyse und Vorgehensweise. Die entsprechende Methode benennen die Architekten selbst, wenn sie lapidar feststellen, dass auch Neubauten «in der Regel in irgendeiner Form vom Bestehenden» ausgehen. Sie berufen sich auf eine «enorm intensive Auseinandersetzung mit dem Ort» als ihrem Erfolgsrezept.

Das ist glaubwürdig. Es hat zu einer Lösung geführt, deren Qualitäten sich bei genauerem Hinsehen Schritt um Schritt entfalten. Nichts vom schreierischen «Bilbao-Effekt»! Das Projekt sucht gerade nicht die absolute Neuschöpfung und gibt sich gleichwohl unverkennbar als präzise in unserer Zeit verortetes Werk von klarer Form und Physiognomie, ebenso klar wie differenziert und klug im Dialog mit dem keineswegs unproblematischen Gründungsbau Gustav Gulls. Die Architekten haben am Gull-Bau Mass genommen und trotzdem einen eigenständigen Bau geplant, der positiv auf seine Umgebung wirken und diese deutlich aufwerten kann, zugunsten der Stadt und ihrer an dieser Stelle fehlenden Kompaktheit und Qualität.

Prof. Dr. **Werner Oechslin** ist emeritierter Professor für Kunst- und Architekturgeschichte an der ETH Zürich und leitete bis 2006 das Institut für Geschichte und Theorie der Architektur (gta).